

Studien zur klassischen Philologie

Herausgegeben von Prof. Dr. Michael von Albrecht

Band 148



Peter Lang

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

GJ 8873

Marcus Valerius Martialis

**Epigrammaton
liber decimus
Das zehnte
Epigrammbuch**

Text, Übersetzung, Interpretationen

Mit einer Einleitung, Martial-Bibliographie
und einem rezeptionsgeschichtlichen Anhang
herausgegeben von Gregor Damschen
und Andreas Heil



Peter Lang

Europäischer Verlag der Wissenschaften

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Gedruckt auf alterungsbeständigem,
säurefreiem Papier.



ISSN 0172-1798
ISBN 3-631-52821-3

© Peter Lang GmbH
Europäischer Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2004
Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany 1 2 3 4 6 7

www.peterlang.de

2004-51477

Michael von Albrecht
praeceptor humanissimo

und gibt gleichzeitig den Weg frei für die eigentliche Alternative: *dic... male*: „Dann wird man empfinden, dass du natürlich redest“ (HELM, 622). Ist Matho ein Buchkritiker wie Matho in VII 90, so ließe sich darüber hinaus eine negative Aufforderungskette zugespitzt auch etwa folgendermaßen formulieren: „Sei kein Schönredner, sei ein Anpreiser, halt den Mund, schmähe (*dicere male – male-dicere*)!“ – „Dein Tadel kann nur Lob bedeuten, und wenn du über jemanden / etwas Gutes redest (*bene dicere*), dann heißt das Schmähung.“

BERND HESSEN

Literatur:

F. Grewing, Martial, Buch VI. Ein Kommentar, Göttingen 1997.

R. Helm, Martial. Epigramme, Zürich 1957.

B. Heßen, Martial Buch III: Text, Übersetzung, Interpretation, Kommentar (in Vorbereitung).

J. B. Hofmann, Lateinische Umgangssprache, 4. Aufl. Heidelberg 1978.

N. M. Kay, Martial Book XI. A Commentary, London 1985.

J. P. Sullivan, Martial: The Unexpected Classic. A Literary and Historical Study, Cambridge 1991.

XLVII.

Vitam quae faciant beatiorem,
Iucundissime Martialis, haec sunt:
Res non parta labore, sed relicta;
Non ingratus ager, focus perennis;
5 Lis numquam, toga rara, mens quieta;
Vires ingenuae, salubre corpus;
Prudens simplicitas, pares amici;
Convictus facilis, sine arte mensa;
Nox non ebria, sed soluta curis;
10 Non tristis torus, et tamen pudicus;
Somnus, qui faciat breves tenebras:
Quod sis, esse velis nihilque malis;
Summum nec metuas diem nec optes.

47. Wege zu einem glücklichen Leben

Was das Leben glücklicher macht,
mein liebster Martial, ist folgendes:
Vermögen, nicht durch Arbeit erworben, sondern ererbt;
ein nicht unergiebiges Gut, ein stets verfügbares Herdfeuer;
5 niemals Prozesse, selten Verpflichtungen in der Toga, ein ruhiger Geist;
die Kräfte eines Freigeborenen, ein gesunder Körper;
kluge Einfachheit, gleichgesinnte Freunde;
eine entspannte Tischgesellschaft, ein ungekünsteltes Essen;
eine Nacht ohne Rausch, aber frei von Sorgen;
10 Liebe, die nicht prüde und dennoch anständig ist;
Schlaf, der die Nächte kurz werden lässt:
Das, was man ist, sein zu wollen und nicht mehr;
den letzten Tag weder zu fürchten noch zu ersehnen.

Wege zu einem glücklichen Leben

Was macht das Leben glücklicher? Das vorliegende Epigramm ist der Versuch eines lebenserfahrenen Mannes, seinem besten Freund auf diese Frage eine sehr persönliche Antwort mit den Mitteln der Dichtung zu geben. Den Hintergrund dieses poetischen Credo bilden die Prinzipien des Maßhaltens, der Ausgeglichenheit und der Freundschaft, den Vordergrund siebzehn konkrete Voraussetzungen für das menschliche Glück, die zusammen das Konzept einer ethischen Lebensform bilden. Die Freundschaft ist die Triebfeder des Epigramms. Der 57jährige Dichter (vgl. X 24, 4) und sein Adressat, der über 60jährige L. Iulius Martialis (vgl. I 15, 3), kennen sich schon seit 34 Jahren und haben manche Prüfung ihrer Freundschaft bestanden (vgl. XII 34). Man fühlt sich an die Ausgangssituation der *Epistulae morales* erinnert, in denen Seneca die Fragen seines engsten Freundes Lucilius beantwortet.

Dem Inhalt des Gedichts, der sich an der Maxime einer durchdachten Einfachheit orientiert (*prudens simplicitas*: 7), entspricht auf der formalen Ebene eine kunstvolle Sprachökonomie. Auf zwei Verse, in denen Martial seinen Freund zum Thema des Gedichtes hinführt, folgen elf Elfsilbler, in denen die Wege zu einem glücklichen Leben beschrieben werden. Diese elf Verse ergeben ein Idealquadrat von elf mal elf Silben, das keine hellenistische Spielerei ist, die man schon auf den ersten Blick als Kunstwerk erkennen könnte. Es handelt sich vielmehr um das dichterische Äquivalent eines englischen Gartens: Auf den ersten Blick wirkt alles vollkommen natürlich. Erst auf den zweiten Blick wird klar, dass es sich um eine Natürlichkeit höherer Stufe handelt, die sich allein der souveränen Sprachbeherrschung des Künstlers verdankt. Das Quadrat dient der formalen Geschlossenheit des Gedichtes, die durch den parallelen Aufbau der Versanfänge der ersten beiden Verse der oberen Quadrathälfte (3-4) und derjenigen der unteren Quadrathälfte (9-10) noch zusätzlich verstärkt wird. Ein Silbenquadrat, das ähnlichen Prinzipien gehorcht, findet sich im 46. Gedicht Catulls (vgl. VON ALBRECHT, 249-251).

Der Inhalt des Epigramms ist von philosophischen Prinzipien geprägt: den epikureischen der Autarkie, Freundschaft, Ausgeglichenheit und Schmerzvermeidung (im einzelnen dazu HELMANN, 48-54), aber auch dem aristotelischen des rechten Maßes zwischen zwei Extremen. Der Sprecher nennt insgesamt siebzehn Voraussetzungen, die das Leben glücklicher machen können, als es jetzt ist. Diese Zahl ist sicherlich nicht vollständig, und es steht auch nicht fest, ob es sich bei diesen Voraussetzungen ausschließlich um die für ein glückliches Leben notwendigen Bedingungen handelt. Denn dann wäre nur der glücklich, der tatsächlich alle siebzehn Voraussetzungen zusammen erfüllt. Dagegen spricht aber

zum einen, dass das Glück hier nicht absolut, sondern steigerbar zu sein scheint (vgl. *beatiorum*: 1); zum anderen haben die siebzehn Voraussetzungen sicherlich nicht alle dasselbe Gewicht. Es soll keine im strengen Sinne philosophische *vita beata*, sondern ein unter den gegebenen empirischen Umständen nur relativ glückliches Leben angestrebt werden (zum Komparativ *beatior* vgl. WALTER, 231).

Die asyndetisch aufgezählten Wege zum individuellen Glück stammen aus fünf Themenfeldern, die in drei mal zwei, ein mal drei und schließlich wieder ein mal zwei Verse gegliedert sind: Auf (I) materielle Güter, die eine täglich verfügbare Grundlage des individuellen Überlebens darstellen, folgen drei Gruppen von Voraussetzungen, die nach dem chronologischen Ablauf eines römischen Tages geordnet sind: (II) Am Morgen, Vormittag und Mittag soll sich das Individuum vom Klientendienst und anderen öffentlichen Zwängen in der Stadt befreien, um einen ausgeglichenen Geist zu erlangen, der wiederum mit einem gesunden Körper verbunden ist. (III) Am Nachmittag und Abend steht das häusliche Leben im Mittelpunkt: Der Umgang mit gleichgesinnten Freunden soll offen sein, das Gastmahl entspannt und das Essen schlicht. (IV) Die Nacht soll von Sorgen frei sein, das Liebesleben lustvoll und der Schlaf bis zum nächsten Morgen dauern. (V) Die letzten beiden Verse enthalten nicht etwa abschließende Worte an Iulius (gegen HOLZBERG, 60, denn es fehlt die abermalige Anrede des Freundes mit seinem Familiennamen), sondern zwei allgemeine Forderungen. Die formale Abfolge der Wege zum Glück unterliegt somit zwei Prinzipien: dem Ablauf der Tagesaktivitäten vom Morgen über den Mittag und Abend bis zur Nacht sowie dem damit verbundenen Übergang vom Hellen zum Dunklen. Das Gedicht wird außerdem eingerahmt von Leben (*vitam*: 1) und Tod (*summum... diem*: 13). So wird der chronologische Ablauf eines einzelnen Tages mit dem Ablauf eines vollständigen individuellen Lebens verschränkt.

Die Aufzählung der Wege zum Glück beginnt zunächst mit dem materiellen Besitz (*res*: 1). Es scheint besser, ein Vermögen zu ererben, als es durch eigene mühsame Arbeit (*labor*) zu erwerben. Wer nicht den Zwängen der täglichen Arbeit unterworfen ist, hat eine größere persönliche Handlungsfreiheit und kommt nicht in Versuchung, das Geld für einen Wert an sich zu halten. Der *non ingratus ager* (4) ist ein kleines Landgut, das seinen Besitzer mit dem Nötigsten ernährt (vgl. X 96, 5-7; XII 18, 10-12). Dem Gütchen genügt ein einziger bescheidener *focus perennis* (4), ein Herdfeuer, das das ganze Jahr hindurch verfügbar ist. Es dient zum Heizen und zur täglichen Zubereitung der Speisen (vgl. X 96, 7-8; XII 18, 19-21). Vermögen und Landgut bilden zusammen die materielle Grundlage für eine weitgehende Unabhängigkeit, die im folgenden weiter konkretisiert wird: Am frühen Morgen, Vormittag und Mittag soll man sich von der beruflichen Last, in der Stadt Prozesse zu führen, vollständig

befreien (5; vgl. II 90, 10); dem Klientendienst in der Toga soll man nur in seltenen Fällen nachkommen (5; vgl. III 46, 1; X 58, 6-8; X 70; X 74; X 96, 11-12; XII 18, 4-5). Dieser relative Rückzug von offiziellen Verpflichtungen führt zu einer *mens quieta* (5), einem ruhigen, sich im Gleichgewicht befindenden Geist (vgl. X 58). Dahinter stehen Epikurs Ideal der Seelenruhe (Epikur, epist. 128; 131) und Senecas Einsicht, dass ein häufiger Wechsel der äußeren Orte zu innerer Unruhe führt (vgl. Seneca, epist. 2, 1-2; 28, 1-3). Den ausgeglichenen Geist sollten *vires ingenuae* (6) ergänzen, natürliche Kräfte, wie sie ein Freigeborener besitzt. Dies sind einerseits Geisteskräfte (vgl. Ovid, trist. 1, 5, 74), andererseits Körperkräfte (vgl. trist. 1, 5, 72), die anders als bei Athleten oder Sklaven nicht durch schwere körperliche Arbeit übermäßig ausgebildet sind (vgl. III 46, 6). Der Körper als Sitz dieser Kräfte soll gesund sein (6; vgl. Epikur, epist. 128; Seneca, epist. 10, 4; Juvenal, sat. 10, 356). Im siebten, dem Zentralvers des dreizehn Verse umfassenden Gedichtes, prägt Martial einen Begriff, der die angestrebte *vita beatior* auf den Punkt bringt: *prudens simplicitas*. Wer *simplex* ist, windet sich nicht, er ist einfach und gerade heraus in seinen Worten und Handlungen. *Simplicitas* bezeichnet mithin die Einfachheit, Offenheit und Aufrichtigkeit einer Person. Ohne ein ergänzendes intellektuelles Moment könnte diese Einfachheit jedoch von anderen ausgenutzt werden. Als Korrektiv dient die Klugheit in ihren Formen als Rücksicht, Umsicht und Vorsicht, als bewusstes Wissen um das eigene Handeln und schließlich als Kundigkeit, die auf Erfahrung beruht. Die *prudens simplicitas* ist also eine Einfachheit höherer Stufe, die sich in einer zwar maskenlosen, aber bewusst bedachten Offenheit gegenüber anderen Menschen zeigt. Am schönsten ist es, wenn man diese Einstellung mit Freunden teilt (7; vgl. Epikur, sent. 27). Denn vor gleichgesinnten Freunden muss man sich nicht verstellen. Ungezwungenheit soll auch die gemeinsame Tischgesellschaft am frühen Abend bestimmen (8; vgl. X 48, 21-24). Das aufgetischte Essen soll ohne unnötige Spielereien auskommen (8; vgl. Epikur, epist. 130-131); Wein soll nur in dem Maße genossen werden, in dem er eine sorgenlose Nachtruhe gestattet (9; vgl. Horaz, carm. 1, 18). Zu den Aktivitäten der Nacht gehört neben dem Schlaf die lustvolle Sexualität (10), die allerdings nicht gegen konventionelle Anstandsregeln verstoßen darf (10; vgl. Epikur, sent. Vat. 51). Die Metonymie des Bettes (*torus*) ist dabei nicht zwangsläufig auf die erotische Beziehung zwischen Eheleuten festgelegt. Wenn der Wein die Sorgen gelöst hat und die Liebe erfüllend war, kann der Schlaf (11) ohne Unterbrechungen bis zum nächsten Morgen reichen (vgl. II 90, 10; Epikur, epist. 135). Das rechte Maß an Wein und Erotik und der daraus resultierende ruhige Schlaf dienen der Vermeidung von Schmerzen. Die letzten zwei Gedichtverse haben durch ihre Position ein besonderes Gewicht. Die in ihnen enthaltenen zwei Forderungen stellen eine Quintessenz der übrigen Vorschläge dar: Die erste Forderung besagt,

dass man seine durch die Natur gegebenen geistigen und körperlichen Grenzen anerkennen und nicht nach mehr streben soll, als man objektiv zu leisten imstande ist (12). Das kann durchaus auch die Aufforderung zur Anerkennung äußerer Grenzen einschließen, die von anderen Menschen vorgegeben werden. Beide Interpretationen tragen der Einsicht Rechnung, dass eine Unzufriedenheit mit dem, was man nicht selbst in der Hand hat, zu Unruhe und Schmerz führt. Das sokratische „Erkenne dich selbst“ wird hier durch die Lehre der Schmerzvermeidung ergänzt. Die letzte Forderung, keine Todesfurcht, aber auch keinen Todeswunsch zu hegen (13), bewertet das glückliche Leben von seinem Ende her. Nur wer erkennt, dass der Tod als Ende der individuellen Person diese Person gerade nicht mehr betrifft, kann sich von der Todesfurcht befreien, die das Leben hemmt (vgl. Epikur, epist. 124-126). Er wird dann ebenfalls erkennen, dass sich das geplagte individuelle Selbst durch Selbstmord in keine bessere Lage als vorher versetzen kann. So bestimmt die Haltung gegenüber dem eigenen Tod das Glück des eigenen Lebens.

Die Themen des Epigramms erhalten in anderen Gedichten wie II 90, V 20, X 96 und XII 18 weitere Konturen. Während X 47 die Theorie des guten Lebens darstellt, zeigt X 48 ihre Umsetzung in der Praxis. X 47 ist sicherlich Martials bekanntestes nicht-satirisches Gedicht. Wie sehr dieses Credo des Glücks die Leser berührt und herausgefordert hat, zeigt die fortwährende intensive Rezeption, die es im Laufe der Zeit erfahren hat (→ Rezeption; FRINGS 1985). Zu den bedeutendsten Rezipienten gehören neben Martin Luther („Carmen antimartiale ex psalmo“ 127; vgl. FRINGS 1983), Georg Rudolf Weckherlin („Epigrammaten“ 108) und Johann Wolfgang von Goethe („Venetianische Epigramme“ 16) auch Kurt Tucholsky („Das Ideal“; „Ideal und Wirklichkeit“) und Bertold Brecht („Vergnügungen“).

GREGOR DAMSCHEN

Literatur:

- T. Adamik, Martial and the *vita beatior*, AUB(Class) 3, 1975, 55-64.
 M. von Albrecht, Römische Poesie, 2., ergänzte Aufl. Tübingen/Basel 1995.
 U. Frings, Martinus Lutherus poeta Latinus, Orientierung 10, 1983, 23-31.
 U. Frings, „Glückseliges Leben“ – literarisch, theologisch, AU 28, 1985, 76-85.
 W. Heilmann, „Wenn ich frei sein könnte für ein wirkliches Leben...“. Epikureisches bei Martial, A&A 30, 1984, 48-61.
 N. Holzberg, Martial, Heidelberg 1988.
 E. Schäfer, Martials machbares Lebensglück (epigr. 5, 20 und 10, 47), AU 26, 1983, 74-95.
 V. Schoplik, Lebensbewältigung in der römischen Kaiserzeit, AU 28, 1985, 52-68.
 U. Walter, Hrsg., M. Valerius Martialis: Epigramme, Paderborn 1996, 228-236.